

Apolonia Diepenbrock (1799–1880)

von

Sigrid Plank

Apolonia Diepenbrock wird am 13. November 1799 in Bocholt in Westfalen, unweit der holländischen Grenze, geboren. Ihre Eltern gehören dem katholischen, gebildeten und wohlhabenden Bürgertum an. Neben dem Stadthaus besitzen sie ein Landgut, Haus Horst, im nahen Holtwick. Sie halten Anteile an der Ülfter Eisenhütte jenseits der Grenze und sind wie ihre Vorfahren am Handel mit Baumseide beteiligt. Im Jahr 1816 wird der Vater zu den vierzehn Bocholter ‚Fabrikanten‘ gezählt, und es überrascht vielleicht, daß er als Hofkammerrat in den Dienst des Fürsten Salm-Salm tritt, zu dessen Fürstentum Bocholt seit 1803 gehört. Doch der Unterhalt und die Erziehung der zehn Kinder lassen nicht genügend Bargeld übrig. Als die älteste Tochter 1809 heiratet, kann die ihr zuge dachte Heiratsmitgabe von 1000 Gulden nicht ausbezahlt werden, und dem jungen Paar wird dafür zwei Jahre umsonst Wohnung und Kost bei den Eltern gewährt. Die Mutter Franziska stammt aus dem Rheingau und wird als eine selbständige Frau geschildert, die ‚in verwickelten Lagen einen starken Charakter‘ beweist. Ihr Erziehungsideal ist die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit mit religiöser Bindung; es liegt ihr weniger, den Erwerbssinn ihrer Kinder zu fördern. Der Vater Anton ist ein musischer Mann, der noch im hohen Alter mit Begeisterung malt. Als Mensch des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist er beeinflusst von den Ideen der beginnenden Romantik, ohne sich denen der Aufklärung zu verschließen. Er setzt sich früh für die Einführung der Pockenschutzimpfung ein (Apolonia wird – eine große Seltenheit – mit eineinhalb Jahren geimpft) und beschäftigt sich mit neuen landwirtschaftlichen Anbaumethoden auf seinem Gut. Mit seinem Freund Johann Nepomuk von Schwerz plant er sogar, eine kleine landwirtschaftliche Lehranstalt in Holtwick zu gründen. Nicht zuletzt wird er seine Tochter Apolonia ideell und finanziell in der Verwirklichung ihres selbständigen Lebensplanes unterstützen.

Von den neun Geschwistern – vier Brüder und fünf Schwestern – verbindet Apolonia eine große geistige und seelische Nähe mit Melchior, während sie ihrem jüngsten Bruder Joseph zeitlebens sorgend und versorgend zur Seite steht. Zu den anderen Geschwistern wird sie eher konventionelle Beziehungen unterhalten. Nach der Art mancher Menschen, die eine glückliche Kindheit gehabt haben, findet sie es nicht notwendig, später viel über diese Zeit zu sprechen. Doch es läßt sich sagen, daß sie heiter und unbefangen auf dem ‚Landgütchen‘, wie sie es liebevoll nennt, heranwächst und nur für ein Jahr ein Internat in der Nähe von Bocholt besucht. Nach späteren Bildern von ihr zu urteilen, könnte die fast gleichaltrige Annette von Droste-Hülshoff, die die Familie Diepenbrock kannte, Apolonia im Sinn gehabt haben, als sie schrieb: ‚Gleicht ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. – Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzig Mal im Tage und ebenso oft wieder fast das Gegenteil; ihre

schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst adliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber, und dann bleibt nur etwas Gutmütiges und fast peinlich Sittsames zurück.

Als sie neunzehn und Melchior zwanzig Jahre alt ist, kommt es für beide zu einer schicksalhaften Begegnung mit dem späteren Regensburger Bischof Johann Michael Sailer und dem Dichter Clemens Brentano, die auf der Durchreise den mit der ältesten Diepenbrock-Tochter verheirateten Jugendfreund Brentanos in Bocholt besuchen. Apolonia erinnert sich noch Jahre später, wie beunruhigend die Gegenwart Sailers auf sie gewirkt hat. Aber es ist Melchior, dessen Lebensweg zuerst eine merkbare Wendung nimmt. Er geht nach Landshut, wo Sailer Theologie lehrt, um zuerst Kamealistik und dann Theologie zu studieren. Später folgt er Sailer nach Regensburg, wo er, von ihm 1823 zum Priester geweiht, sein Sekretär und Hausgenosse wird. Clemens Brentano, der nach einer unerfüllten Liebesbeziehung zu der Dichterin und Erzieherin Luise Hensel in Berlin nun in einer mystischen Gemeinschaft mit der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerick in Dülmen, unweit von Bocholt, lebt und ihre Geschichte aufzeichnet, die er später als *Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi* veröffentlicht, wird in den nächsten Jahren ein häufiger Gast im Diepenbrockschen Hause. Zwischen ihm und Apolonia beginnt eine Lebensfreundschaft, die ihr Freude, Mut und Trost gibt und ihm das Gefühl von Zugehörigkeit vermittelt. ‚Er ist mir gut, ich weiß aber nicht, weswegen.‘ Sie wird sich seinem Einfluß nie ganz unterwerfen, aber auch nie ganz entziehen können und wollen.

Ermutigt von Brentano, beginnt sie mit Luise Hensel einen Briefwechsel, in dem sie sich so vorbehaltlos öffnet, wie zu niemandem sonst. Einer ihrer ersten Briefe gibt Aufschluß über ihre veränderte Einstellung. ‚Hier kann man so ganz stille leben und Gott recht dienen, aber dieses habe ich leider erst nach dem Besuch des Herrn Sailers und Brentanos recht eingesehen. Wie oft beneidete ich sonst die jungen Mädchen in großen Städten und dachte, deine jungen Jahre gehen vorüber, du kannst sie doch gar nicht genießen, und hast so wenig Vergnügen. Aber jetzt sehe ich es gottseidank anders an.‘ Doch das ist nicht genau, was Brentano von ihr fordert: ‚Es gibt eine Entsagung und einen Heldenmut, die in Stumpfheit und Starrheit übergehen können, tötend für die Seelen und den Leib, und dahin führet das sich Abwenden von den lebendigen Quellen des Trostes in der Wüste des Lebens.‘ Apolonia will die Quellen des Trostes im Klosterleben suchen. Melchior, der ihre Anlage zu großer Selbständigkeit erkennt, bittet sie eindringlich, mit dieser Entscheidung zu warten. Auch Apolonia zögert, sie horcht in sich hinein und weiß nicht sicher, welche Wünsche es sind, die sie dazu bewegen. Sehnsucht nach Stille und ‚süßer Einsamkeit‘ würde nicht genügen, da sie dieses Bedürfnis als ein bloß ‚sinnliches‘ empfindet.

Es sind die Jahre, in denen ihre anwachsende Familie ihren vollen Einsatz fordert, war sie noch keine zehn Jahre alt gewesen, als ihre erste Schwester geheiratet hatte und Mutter geworden war, ihr das Bild einer bürgerlichen Frau vorlebend. ‚Wir ledige Schwestern sind wie der wandernde Jude, von einer zur anderen müssen wir reisen.‘ Es ist nicht das Dasein für andere, das sie scheut, sondern: ‚Man kommt dort in allerhand Verhältnisse und wird oft in Sachen verwickelt, die ich lieber hätte, daß sie mir fremd bleiben.‘ Und es sind die Jahre, in denen die junge Apolonia ihre Sinnlichkeit spürt und sie dadurch ‚nicht selten in große Zerstreung und Not gerät‘, und ihr bewußt wird, daß ihr Leben auf eine Entscheidung zusteuern muß, nämlich zwischen einer Ehe und einer Aufgabe, die sie ganz fordert.

In Münster haben, aus Frankreich kommend, die Barmherzigen Schwestern die Armen- und Krankenpflege innerhalb und außerhalb des Hospitals sowie den unentgeltlichen Unterricht für Kinder übernommen. Clemens Brentano hat durch seine Chronik des Ordens der Barmherzigen Schwestern, im 17. Jahrhundert in Frankreich auf Anregung von Vinzenz von Paul entstanden, zu ihrer weiteren Ausbreitung in ganz Deutschland beigetragen, zum Nutzen vieler Menschen. Seit dem Mittelalter hatte die Pflege der Armen und Kranken ihren genossenschaftlichen Charakter verloren; in den Hospitälern arbeiteten fast nur noch ‚gemietete‘ Wärter und Wärterinnen, über deren Härte und Fahrlässigkeit allgemein geklagt wurde. Bei den Barmherzigen Schwestern bilden Leben und Arbeit eine Einheit. Sie haben die drei Gelübde der freiwilligen Armut, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt und sich der Barmherzigkeit gegen ihren Nächsten verpflichtet – Regeln, die Apolonia Diepenbrock für sich übernimmt. Ihre Absicht war es wohl, in den Orden der Barmherzigen Schwestern einzutreten, auch wenn Melchior ihr davon abriet, denn sie schreibt: ‚Ich muß Melchior widersprechen, besonders was er von den rohen Menschen schreibt, die in den Spitälern zusammenkommen, hat der liebe Jesus auch lauter Schafe ausgesucht?‘ Doch da erreicht sie ein Brief von Antonie Johanna Dietz, der Frau des Armenvaters und Hospitalvorstehers von Koblenz, in dem sie sie bittet, mit Luise Hensel und der Münsterländerin Pauline Felgenhauer im neuerrichteten Bürgerhospital in Koblenz die Armen- und Krankenpflege zu übernehmen, da sich das Eintreffen der Barmherzigen Schwestern aus Nancy verzögert. Apolonia sagt zu, und löst bei fast allen Menschen ihrer Umgebung Unverständnis oder sogar Ablehnung aus, so ungewöhnlich ist dieser Schritt in dieser Zeit bei einer Frau aus bürgerlichen Kreisen, der man bei Ehelosigkeit Nächstenliebe nur im Rahmen ihrer Familie oder in der Öffentlichkeit nur in der eher distanziierten Rolle der Wohltäterin zubilligt. Es ist der Vater, der sie unterstützt, obgleich er sie nach dem Tod der Mutter gewiß entbehrt.

Für Apolonia tut sich im Verhalten der Umwelt eine neue Erfahrung auf, die sie noch Jahre später in einem Brief an Luise Hensel beschäftigt. ‚Mich mag die Welt nicht mehr, sie lacht über mich oft höhnend.‘ Doch sie sucht nicht, was die Welt Glück nennt. ‚Mein Friede und meine Freude besteht größtenteils darin, daß ich das verschmäht und abgewiesen habe.‘ Die Anschauung zumindest eines Teils der Welt wird sich zugunsten Apolonias verändern, doch die Gründe der Wertschätzung, die ihr später entgegengebracht werden wird, mögen nicht allein auf ihrer Arbeit für Arme und Kranke beruht haben, sondern auch auf ihrer erstaunlichen Fähigkeit, die Mittel zu vermehren, die ihr diese Arbeit erst ermöglichten. Der Lebensweg der anderen Frauen, die sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der Armen- und Krankenpflege widmeten, ganz auf sich allein gestellt, endete vielfach in Einsamkeit und Vergessenheit, nachdem sie durch Orden und andere kirchliche Genossenschaften abgelöst worden waren.

In Dülmen stirbt 1824 die Nonne Anna Katharina Emmerick und Brentano sucht nach einem neuen Bezugspunkt. Angeregt durch Apolonia, nimmt er durch Schriften, Aufrufe, Spendensammlungen und eigene Spenden an verschiedenen wohltätigen Unternehmungen in Koblenz teil. In seinem Buch über die Barmherzigen Schwestern schreibt er über den ‚Dreibund‘ im Bürgerhospital: ‚Ihre Bemühungen und ihr Beispiel waren für das Haus und manche Bewohner der Stadt sehr wohltätig, dem sie für den gemeinen Mann, wie für höhere Klassen, das Vorurteil gegen den Namen Hospital fallen machten; durch sie besonders erschien es mehr ein Haus christlicher Gastfreundschaft und milder Pflege, als ein Zufluchtsort verabscheuten Elends, unter welchen Begriffen oft der Kranke und Arme das Haus der Hilfe flieht und der Wohlhabende es meidet und ihm dadurch die Wohltaten entzieht.‘ Unterstützt wird der

Dreibund durch Karoline Settegast, die reiche Erfahrungen in der ärztlichen Praxis ihres Vaters gesammelt hat, und von Frau Dietz. Brentano spricht mit großer Bewunderung und Wärme von Apolonia: ‚Apolonia setzt alles durch ihre Klarheit, Demut, Einfalt, Liebe, Tüchtigkeit und den Frieden, den sie verbreitet, in Verehrung für ein solches Wirken, das durch sie alles Exzentrische verliert.‘ Am 10. Juli 1826 treffen die Barmherzigen Schwestern ein und übernehmen das Bürgerhospital. Im Laufe des Jahres waren 358 Personen aufgenommen worden, Einheimische und Fremde, auf Dauer oder vorübergehend, manche unter Bezahlung, neben Kranken, Schwachen und Alten auch Waisenkinder.

Apolonia bleibt noch einige Monate in Koblenz und unterstützt ihre Freundin Karoline Settegast bei der Hausarmenpflege, dann ruft ihre Familie sie zur Mithilfe nach Bocholt zurück, wo sie sich nicht mehr heimisch fühlt. ‚Da ich nun bald 28 Jahre bin, verlange ich recht etwas Sicheres zu ergreifen und meine besten Jahre im Dienste Gottes zu verzehren.‘ Da erreicht sie zum zweitenmal ein Brief aus Koblenz, diesmal von Herrn von Schwerz, dem langjährigen Freund ihres Vaters, der nach einem erfolgreichen Leben als Erzieher, Wissenschaftler und Begründer des königlichen landwirtschaftlichen Instituts in Hohenheim bei Stuttgart, nun fast siebzigjährig, in seine Geburtsstadt Koblenz zurückgekehrt ist und dort ein Haus für Waisenkinder einrichten will. Er bittet Apolonia, zusammen mit Karoline Settegast und Amalie von Merfeldt, um ihre Mithilfe bei der Erziehung von Waisenkindern. Es sind im 19. Jahrhundert die verwaisten und verlassenen Kinder, die das elendste Los haben; sie werden von der Gemeinde an Pflegeeltern verteilt und dem zugesprochen, der das geringste Pflegegeld nimmt. So teilen sie bei armen Familien mit meist zahlreichen Kindern die karge Kost und die enge Wohnung und müssen von früh an mitarbeiten. In der Regel erhalten sie keinerlei Ausbildung und sind die Benachteiligten und Unglücklichen von Morgen. Es ist im Zeitalter der Aufklärung viel über diese Frage geschrieben worden; nur wenige haben gehandelt wie Schwerz, den einer seiner Schüler beschreibt als ‚merkwürdigen Mann, der wie ein Weiser verehrt wurde und, Menschen nach sich beurteilend, auch dann mit Wohltaten überhäufte, wenn sie derselben minder würdig waren‘. Er band eine heilvolle Zukunft des Menschen in der sich rapide verändernden Welt an ‚die Kultur der Geisteskräfte, die Entwicklung des Keimes reiner Moralität, die Bildung des Menschen‘. Er setzte sich für den technischen Fortschritt ein, doch wies er eindringlich auf seine Bedingungen und Grenzen hin. ‚Nicht das Werkzeug allein, auch Sinn und guter Wille dessen, der es führt, gehören dazu, um gute Arbeit zu machen.‘ Bei diesem Erzieher aus Leidenschaft und maßvollem Erneuerer erhält Apolonia bedeutsame Anregungen, und sie lernt bei ihm, in den zu erziehenden Kindern ‚die Natur aufzufinden und zu beobachten, wie sie handelt und was sie erträgt‘.

Wann immer es ihrem Vater mit seiner großen Familie in Bocholt zu unruhig wird, lebt er bei ihr. Brentano sucht vermehrt ihre Nähe. ‚Wo du bist, ist mir Heimatlosem eine Heimat; wo du wegziehst, ist mir eine Fremde!‘ Ihr kann er sich mit vollem Vertrauen und einer freudigen, unverletzten Freundschaft, ‚ohne Geräusch des krausen Witzes‘ nähern. Apolonia ist seine Gegenwart so lieb geworden, daß sie sich dagegen wehrt. Brentano spürt es: ‚Ich lese deinen letzten Brief wieder, er ist doch so gar betrübt, wäre dir es dann wirklich eine große Freude, wenn ich ein paar Augenblicke, ein halbes Stündchen mit dir spräche, und du mich fortweisen müßtest, Jetzt essen wir, Jetzt kommt H. v. Schwerz; Jetzt wird gebetet. Sie müssen fort. Welchen Trost, welche Freude kann ich dir geben. Sprich! verlange nicht immer, was deinen Wünschen entgegen ist. Ich bin zu allem bereit.‘

Im Mai 1832 stirbt Bischof Sailer und Melchior, vereinsamt, bittet Brentano, nach

Regensburg zu kommen. Brentano reist hin, obgleich er weiß, daß er es besser nicht täte. ‚Gern reise ich nicht nach Regensburg, und tue es doch, ob es Melchior wirklich bequem oder lieb, weiß ich nicht, wenn er es gleich so dringend schreibt.‘ In Koblenz indessen bahnen sich einige Veränderungen an. Der inzwischen 75jährige Schwerz gibt sein privates Waisenhaus auf und ermöglicht mit hohen Spenden die Einrichtung des Waisenhauses St. Barbara, dessen Leitung Amalie von Merveldt übernimmt und in das auch Apolonia einzieht. Die Ordnung ist streng klösterlich und sie kann sich zuerst nicht damit abfinden, daß sie bei jedem Ausgang um Erlaubnis bitten muß. Auch ‚ist keine rechte Einigkeit, kein rechtes Vertrauen selbst unter den besten Menschen‘. Und es hat sich auch ihr ‚Friedenswunsch‘, selbst oder mit anderen Frauen zusammen, ein ‚Haus der Wohltätigkeit‘ im vom Krieg bedrohten Koblenz zu gründen, nicht verwirklicht. ‚Ich soll nun entscheiden, was ich tue, das will der Vater auch, dies setzt mich in nicht geringe Verlegenheit, und ich weiß wirklich nicht was zu machen.‘ Brentano ist enttäuscht: ‚Du wärest mit nach Regensburg gegangen? – natürlich, wenn der Vater mitgegangen wäre! Welch schöner Wunsch mit einer frommen Entsagungskette am Fuß.‘ Es ist nicht der Vater, der sie zurückhält, sondern ‚Ängstlichkeit vor meiner neuen Bestimmung‘. Schließlich wird dem früheren Kammerdiener von Bischof Sailer, Georg Schöppler, ein Reisepaß ausgestellt, um Apolonia Diepenbrock und ihren 72jährigen Vater bei der Übersiedlung von Koblenz nach Regensburg zu begleiten. Es ist gewiß eine beschwerliche Reise im Postwagen, ‚diesem schleichenden mit unzähligen Flüchen gemarterter Reisender beladenen Kasten für wilde Tiere, dieser traurigen Kaffeetrommel, alles zugeschnallt finster wie im Ofenloch, warm, dabei ein Sitz zu hoch, zu schmal, unendliches plumpes Stoßen‘ – wie Brentano einmal das Gefährt beschreibt, auf dessen Ablösung durch die Eisenbahn die auf dem Landweg nach Regensburg Reisenden noch fast drei Jahrzehnte zu warten hatten. Es wird ein freudiges und zugleich schmerzliches Wiedersehen mit Melchior und Brentano, denn sie vermissen Bischof Sailer, dessen Einfluß auf ihre Lebensgeschichte sie hierher zusammengeführt hat.

Apolonia gefällt die an der Mündung von Donau und Regen gelegene, fast ganz noch von einer doppelten Ringmauer umgebene Stadt mit ihren fünf Toren, die Ein- und Auslaß gewähren, mit ihren engen, dunklen Gassen und weiten, hellen Plätzen, den hohen Türmen und schönen Kirchen. Die Menschen in Regensburg haben in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tiefgreifende Veränderungen und Notzeiten erfahren; die Säkularisation von 1803 und 1806 dann die Auflösung des Reichstags, 1809 schwere Zerstörungen durch napoleonische Truppen, 1810 den Anschluß an das Königreich Bayern, die Typhusepidemie von 1813 und die große Hungersnot von 1816/17. Das fast völlig darniedergelegene Gewerbe hat sich wieder belebt, bedingt auch durch verbesserte Straßenverbindungen. Es entstehen die ersten Fabriken, die Rübenzucker, Tabak, Bleistifte, Porzellan, Baumwolle, Schiffe herstellen. Die dort Arbeit findenden Männer, Frauen und Kinder sind in Notfällen wie Krankheit, Unfällen und Arbeitsmangel völlig ungeschützt. Nur die am Ort Geborenen haben einen Anspruch auf die Unterstützung durch die Armenkasse, deren Mittel immer unzureichender werden; die Zugewanderten sind sogar davon ausgeschlossen. Es beunruhigt die Menschen auch, daß die Cholera, die 1831 Berlin erreicht hat, sich Bayern bedrohlich nähert; Regensburg, mit seinen fast 23 000 Einwohnern, fehlen noch Wasserleitungen, Kanalisation, Schlachthof. Apolonia kommt in einer Zeit des Umbruchs nach Regensburg: das Industriezeitalter kündigt sich an, die Verantwortung für das Gemeinwesen wird unpersönlicher, der Staat, dem sie schließlich, vollständiger als je zuvor, übertragen werden wird, braucht Zeit, sich auf die veränderten Umstände ein-

zustellen. Kirchliche Sozialbewegungen sind eine Antwort auf die neuen Wirtschafts- und Lebensformen und ihre Schattenseiten, aber noch sind es maßgeblich Einzelne, die in ihrem Handeln Antworten zu geben versuchen. In Regensburg gehört dazu Apolonia Diepenbrock.

Inzwischen ist Brentano nach München übersiedelt und dort der wohlhabenden nazarenischen Malerin und Kunstförderin Emilie Linder begegnet. Er wird in seinen Hoffnungen enttäuscht, sie als Lebensgefährtin zu gewinnen, doch Apolonia findet in ihr ‚eine treue schwesterliche Freundin und große Wohltäterin‘. Unterstützt von Brentano und Emilie Linder kann Apolonia ab Jacobi 1834 in der Niedermünstergasse 2 (neben dem Dompfarrhof, wo ihr Bruder, inzwischen Domdechant, lebt) eine Wohnung mieten, für 83 Gulden, und, als noch zwei Zimmer hinzukommen, 113 Gulden im Jahr, um arme kranke Frauen und verlassene Kinder zu pflegen. Die Einrichtung der Wohnung kostet sie 955 Gulden; so kauft sie am 24. Juli etwa bei Rambold 1 Lehnstuhl für 5 fl., 1 Nachtstuhl für 2 fl., 3 kleine ‚Tischgen‘ für 7 fl., 1 Küchenschrank für 3 fl. 30 xr., 6 Stühle mit Leder für 14 fl. 30 xr., 1 Küchentisch für 1 fl., 1 Commode mit Aufsatz für 19 fl., 1 Commode für 12 fl., 1 braun geschliffene Bettlade für 11 fl. 30 xr., am 6. August noch 53 Pfund Roßhaar für 34 fl. 46 xr. Für 42 Gulden und 12 Kreuzer im Jahr (und ein Geschenk von je einem halben Krontaler zu Neujahr und zur Dult) dingt sie eine Magd. Nach und nach nimmt sie fünf kranke Frauen auf, die ganz im Hause gepflegt werden, wo außerdem noch sieben bis acht Kranke täglich ein Mittagessen erhalten, manche dazu auch ein Frühstück. Daneben unterstützt sie viele Hilfsbedürftige mit Geld, Kleidung oder woran es ihnen sonst mangelt. So überläßt sie zum Beispiel am 31. Januar 1835 den Eheleuten Gantner eine Bettlade, zwei Strohsäcke und zwei Strohpolster, zwei wollene Decken, einen braunen Mannsrock, ein Paar Stiefel, eine schwarzseidene Weste, eine neue gelbe Halsbinde, ein braunes Kattunkleid, einen rotwollenen Unterrock, eine rote und eine blaue Schärpe, ein rotes und ein blaues Halstuch, ein Paar Schuhe und Strümpfe und eine blaue Kattunjacke – nicht ohne sie durch ihre Unterschrift unter dieses Verzeichnis versprechen zu lassen, auch nicht das geringste Stück davon zu versetzen oder verkaufen, andernfalls sich ihre Wohltäterin bestimmt zurückziehen werde. Der genauen Buchführung Apolonias verdanken wir eindringliche Schilderungen von Krankheit und Leid.

‚Am 26. August 1834 ist die erste Kranke namens Regina Lecker ins Haus aufgenommen worden. Sie litt an einer hartnäckigen Unterleibskrankheit und starken Krämpfen. Ich fand sie im furchtbaren Elend auf Stroh liegend. Sie ist 56 Jahre alt und nicht verheiratet. – Am 26. Juni 1838 ist Regina Lecker wohl nicht ganz genesen, aber doch so, daß sie eine leichte Arbeit verrichten kann, entlassen. Sie ist mit einem Bett und Kleidungsstücken von uns versehen worden.‘

‚Am 9. September 1834 ist die zweite Kranke, Witwe Scharf, zu uns ins Haus gekommen. Sie hat die Brustwassersucht, war ohne alle Pflege, da ihre zwei Kinder in Wien leben. Sie ist 75 Jahre alt.‘

‚Am 11. November 1834 wurde Therese Pfeilschifter aufgenommen. Sie ist 21 Jahre alt, unverheiratet, und hatte auf dem Lande als Magd gedient. Sie erhielt durch einen Steinwurf eine schwere Kopfwunde und hatte ein viertel Jahr im hiesigen Krankenhaus gelegen. Noch ehe die Heilung ganz vollendet, mußte sie aber dasselbe verlassen, um städtischen Kranken ihren Platz abzutreten. Sie war in großer Not und Armut. Am 1. Mai 1835 ist Th. Pf. entlassen worden. ... 25. August 1835, Th. Pf. hat ihren Dienst wieder aufgeben müssen; dreimal in der Woche bekommt sie nun hier im Hause wieder die Mittagsmahlzeit. ... Am 10. April 1837 ist Th. Pf. wieder ins Haus aufgenommen, weil sie sehr krank und leidend ist. Am 18. Mai ist sie krank in ihr Dorf

Ponholz gebracht worden, weil die Ärzte ihr die Landluft und frische Milch verordneten. Ihr Betragen war wohl nicht so, daß sie von unserem Armenhäuschen aus eine Unterstützung verdient hätte, aber weil sie so sehr hilflos und elend ist, habe ich ihr alle Monate 2 fl. zugesagt, dieses aber auf unbestimmte Zeit. Ich kann sie nicht wieder nach einem zweimaligen Versuch ins Haus aufnehmen.'

„Am 13. April 1835 ist Anna Maria Tassatin ins Haus aufgenommen worden. Sie ist 74 Jahre alt und nicht verheiratet. Ich hörte von ihrem elenden Zustand, und ging nach Reinhausen, wo sie wohnte, und fand alles noch weit ärger, als man es mir gesagt hatte. Sie lag schon seit vier Jahren auf Stroh mit ganz wundem Rücken, eine alte schwachsinnige Schwester, die den Tag hindurch mit dem Bettelsack herumging, war ihre Pflegerin. – Am 21. Mai 1837 ist die Tassatin nach langem und großem Leiden in die ewige Ruhe eingegangen, wie wir zu Gott hoffen.'

„Wittmann, Maurer ohne Arbeit, hat eine kränkliche Frau und drei Kinder, wovon eines durch den Knochenfraß ganz verkrüppelt ist. Dieses kranke Kind bekommt alle Tage zu Essen und die Eltern per Tag 6 Kreuzer; weil der Maurer Wittmann die Sommermonate Arbeit hat, ist die bestimmte Geldunterstützung ihm entzogen worden. Nur zuweilen bekommen sie noch ein Almosen. – Im Januar 1836 ist der Maurer Wittmann gestorben, die Frau mit ihren drei Kindern umso bedürftiger. Das Mittagessen währt fort und die Geldunterstützung wird wieder vermehrt. – April 1836. Die zwei Kinder der Wittmann sind ihr von der Armenverwaltung genommen, seitdem habe ich ihr die Kost entzogen und gebe ihr nur noch einen Zinsbeitrag.'

„Högerl, ehemaliger Soldat, ist jetzt ohne alles Verdienst. Ich fand die Frau krank liegend auf der bloßen Erde ohne Stroh und Decke. Ich habe ihnen das Allernötigste angeschafft. Die Frau bekommt alle Tage zu essen und Unterstützung an Geld, Kleidungsstücken und was ich für sie besorgen kann.'

„Am 15. März 1839 ist von mir eine verlassene Waise, deren Eltern und zwei Geschwister in einem Jahr starben, ins Haus aufgenommen worden. Sie heißt Franziska Islinger, ist 7 Jahre alt. Ihre Eltern waren beide nicht von hier, sondern vom Land, das Kind hatte daher keinen Anspruch auf irgendeine Unterstützung und ist mir von der kranken Mutter sehr ans Herz gelegt worden. Nachdem wir zwei Jahre auf alle mögliche Weise versucht hatten, das ganz verwaorloste Kind nur etwas in Ordnung zu bringen, aber leider nichts ausrichten konnten, habe ich sie im April 1841 zu sehr braven Leuten aufs Land getan. Diese bekommen monatlich 2 fl. 24 xr. Kostgeld. Schulgeld und Kleidungsstücke werden von unserem Hause verabreicht. – März 1843. Franziska macht sich über Erwarten gut. Ihre Pflegemutter sowie der Schullehrer sind mit ihr seit einem halben Jahr sehr zufrieden.'

„Am 30. März 1843 ist Rosina G. zu uns gekommen. Sie ist 11 Jahre alt und leidet an Knochenfraß und ist mir als ein gutes Kind vom Geistlichen und ihren Nachbarn empfohlen worden. Am 30. März, demselben Tage, wo die Rosina gekommen ist, ist auch Catharina G. aus Reinhausen ins Haus aufgenommen worden. Sie hat immerwährende Gebrechen und ist sehr krank. Sie war ohne alle Pflege und in jeder Beziehung vernachlässigt. Sie ist 13 Jahre alt. Gott gebe zu der Aufnahme dieser beiden Kinder seinen Segen.'

Dieses Tagebuch Apolonias, in späteren Jahren unregelmäßiger geführt, zeigt unmittelbar an vielen Einzelschicksalen die Not von Menschen dieser Zeit und die Unzulänglichkeit der Armen- und Krankenhilfe durch kirchliche und öffentliche Einrichtungen. Es sind vor allem unverheiratete, verlassene oder verwitwete arme Frauen, zu krank oder zu alt, um sich noch selbst versorgen zu können, von anderen unversorgt und oft wohnungslos, deren Lage ohne die Hilfe des ‚Häuschens‘ noch auswegloser

gewesen wäre. Die enge Verbindung von Heimatrecht und Anspruch auf öffentliche Armen- und Krankenpflege macht Frauen aus der ländlichen Umgebung, die in die Stadt gekommen waren, in der Not vogelfrei; zahlreich und nicht selten wiederholt finden sie hier Unterkunft. Die Totenliste zeigt, wieviele noch junge Mädchen bereits so ausgezehrt sind, daß alle Pflege erfolglos bleibt und Apolonia sie nur liebevoll betreuen und zum Sterben begleiten kann. Bei den verwaisten oder verlassenen Kindern, um die sie sich im Haus und außerhalb kümmert, gilt ihre Sorge, im Sinn ihres Koblenzer Lehrers Schwertz, stets einer guten Erziehung und Ausbildung; sie vermittelt sie zu sorgfältig ausgewählten Pflegeeltern und steuert selbst das Kost- und Schulgeld bei.

1837 verstirbt ihr Vater Anton, und sie blickt dankbar auf die letzten Jahre zurück, in denen sich zwischen ihnen eine besondere Vertraulichkeit entwickelt hatte. Am 28. Juli 1842 stirbt Clemens Brentano in Aschaffenburg; die Post hatte sich verzögert und so kamen Emilie Linder und Apolonia an sein Krankenbett, als er schon das Bewußtsein verloren hatte. Tieftraurig wendet sich Apolonia an Luise Hensel: ‚Du begreifst, wie sehr der Tod des alten treuen Freundes mir zu Herzen gegangen, und wie es mich getröstet, daß ich die letzte Woche vor seiner Abreise und bei der Abreise von dem ihm so lieb gewordenen München bei ihm sein konnte. Da war er noch so liebevoll, so gut, und so vertraulich gegen mich. ... Ein 22 Jahre lang bewährter Freund, der so viel Gutes in unserem Kreise veranlaßte, an den sich so viel knüpfte, wie wäre der wieder zu ersetzen?! Ich kann dir nicht sagen, wie es mir ist, wenn ich so recht darüber nachdenke, was ich alles ihm zu verdanken habe.‘ Brentano erlebt nicht mehr, wie Apolonia ihr ‚Unternehmen‘, die St. Josephskrankenanstalt, vergrößert; doch die Erträge aus dem Verkauf seiner Emmerick-Schrift, nicht mehr sehr hoch, fließen ihr weiterhin zu.

Am Obermünsterplatz 5 (Lit. E 187) wird 1845 das Priesterhaus Xaverianum frei, zu dem ein größerer Garten mit einer gotischen Kapelle gehört. Zielstrebig verhandelt Apolonia mit der Bischöflichen Consistorialstiftung: ‚Wenn man uns das Xaverianum auf ein Jahr umsonst bewohnen läßt, verpflichte ich mich, das ganze Haus wieder in guten Stand zu setzen, besonders aber folgendes richten zu lassen: 1. eine Küche mit geschlossenem Herde; 2. die Waschküche mit einem neuen Kessel zu versehen; 3. zwei Zimmer neu bödenen, und die übrigen Zimmerböden sowie auch die Gänge ausbessern zu lassen; 4. das Krankenzimmer wie verabredet richten, und noch vier andere Zimmer, die es durchaus nötig haben, neu ausmalen zu lassen; 5. das ganze Haus weißeln, die Bäume schneiden, und den Garten richten zu lassen. Sollte man auf obigen Vorschlag nicht eingehen wollen, so muß ich ergebenst bitten! daß doch wenigstens die schadhafte Böden ausgebessert, ein eiserner Kessel zum Waschen hergeschafft, eine Küche gerichtet, und das für die Kranken bestimmte Zimmer durchgebrochen werde. Diese, oder ähnliche Forderungen würde gewiß eine jede Familie stellen, die das sehr herunter gekommene Xaverianum zu mieten beabsichtigte.‘ Auf ihren Vorschlag wird eingegangen; nach einem Jahr mietet sie das Haus, bis Melchior es 1852 um 6000 Gulden für sie kaufen kann. Um 1000 Gulden wird das Gebäude dann von Maurermeister Madler noch erweitert, so daß in drei Krankenzimmern acht Frauen aufgenommen werden können. Die Kapelle wird renoviert, der Garten, in dem Obst und Gemüse angebaut werden, wird für die Kinder aus der Nachbarschaft zum Spielen geöffnet. Therese von Käser, Kgl. Revierförsterswitwe, zieht zu ihr (gegen ein jährliches Kostgeld von 200 Gulden) und hilft ihr nicht nur bei der Krankenpflege im ‚Josephshäuschen‘, sondern begleitet sie auch bei den Krankenbesuchen in der Stadt, bis diese Aufgabe 1859 von den vom Vinzenz-Verein berufenen Franziskanerinnen übernommen wird. Später kommt noch Sophie Braun, eine Arzttochter, hinzu.

Unterstützt werden sie von zwei Mägden, der Köchin Kattel (die von Apolonia im Alter eine Pension von dreimonatlich 15 Gulden erhält) und einem Hausknecht, dessen Pflichten und Rechte umsichtig festgelegt werden: ‚Ich suche keinen Bedienten, sondern einen ganz einfachen braven Hausknecht, der auch zugleich Gärtner sein soll, und für die Zeit, daß er in seinem Zimmer ist, auch Portier. Er muß den Garten allein bearbeiten, und im Sommer gießen; alles Holz (im ganzen ungefähr 16 Klafter) klein machen, und in die Küche und Zimmer bringen. Dazu Wasserschöpfen und tragen helfen zur Wasche. Die meisten Gänge machen, das Frühbrot, und die Zeitungen holen, mit Korb und Paketen über die Straße gehn, Schuhe putzen &c. – In einem Hause, worin viele Menschen, und auch Kranke sind, kommen manche kleine Arbeiten und Verrichtungen vor, die man unmöglich einzeln aufzählen kann, darum wird verlangt, daß der Hausknecht zu allem bereit sei, ihm aber auch das Versprechen gegeben, daß nichts Ungesundes von ihm verlangt, und nicht zuviel Arbeit ihm aufgelegt werde. Sein Bett muß er selbst machen, so wie auch das Zimmer kehren, geputzt wird es zur rechten Zeit von der Hausmagd. – In die Kirche kann er jeden Tag gehn, des Sonntags 3–4 mal. Der Lohn ist 48 fl. und 2 Krontaler, nebst einigen Kleinigkeiten zu Weihnachten; mit 60 fl. jährlich kann er rechnen. Biergeld bekommt er aber nicht. – Des Morgens Kaffee mit Semmel, zu Mittag Suppe, Gemüse und Fleisch, Brot nach Belieben; des Abends bloß Suppe, und wenn er vom Mittag sich etwas über läßt. – Auf freundliche Behandlung von allen im Hause kann er rechnen, Zank und Streit darf nicht vorkommen.‘

Eine der Mägde, Franziska Wein, die 12 Jahre bei ihr war, berichtet später: ‚Bei dem Fräulein war der Andrang oft so groß, daß fast immer einer an der Haustür sein mußte, denn allen hat sie ihre Hilfe geschenkt, Armen, Kranken und Bedrängten. Ihr Haus stand allen offen.‘ Vorübergehend, in den sechziger Jahren, stand es auch denen offen, die durch das Jesuitengesetz in Bedrängnis geraten waren, wie sich Sigismund Felix, eines der Kinder aus Apolonia's Garten und später Bischof von Passau, erinnerte. Zwei Regensburger Ex-Jesuiten fanden im Haus eine Zuflucht, weitere wurden mitversorgt; nicht selten sah man im Garten Wäscheleinen mit zum Trocknen aufgehängten schwarzen Jesuitensocken.

Apolonia's Haushaltsbücher geben Aufschluß über die Kosten ihrer Anstalt und die Quellen, aus denen die notwendigen Mittel flossen. Auf der Ausgabeenseite kehren täglich solche Eintragungen wieder wie ‚Milch und Semmeln ... 6 Kreuzer, Kartoffeln und Gemüse ... 13 xr., 3 Pfund Rindfleisch ... 27 xr. (oder 3 ½ Pfund Kalbfleisch ... 35 xr., eine alte Henne ... 13 xr.), Bier ... 2 xr., Butter ... 6 xr., für Arznei ... 36 xr., einer Armen ... 24 xr.‘. Dazu kommen Kosten für den Arzt (ein Jahrgeld von 80 Gulden, später 180 Mark), für Reparaturen, neue Einrichtungsgegenstände, Wäsche, für Brennholz (150 Gulden im Jahr), Bestattungskosten (um die 15 Gulden für ein Begräbnis 6. Klasse) – insgesamt jedes Jahr um die 2200 Gulden. ‚Almosen werden nicht aufgeschrieben.‘ Auf der Einnahmenseite stehen regelmäßige Unterstützungen durch Emilie Linder (oft in beträchtlicher Höhe) und Melchior (‚Daß Gott meine Finanzen segnet, siehst du‘, schreibt er, seit 1845 Fürstbischof in Breslau, im Februar 1852 an seine Schwester). Zahlreich sind die Wohltäter, die große, kleine und kleinste Beträge beisteuern, von der Fürstin von Thurn und Taxis, die bei ihren regelmäßigen Besuchen im Häuschen 25 oder 50 Gulden zurückläßt, bis zur namenlosen Dienstmagd, die 36 Kreuzer bringt. ‚Hier in dem guten Regensburg wird man so vielfach ermuntert und zum Guten erweckt, es gibt wahrhaft fromme Menschen hier! ... Gott vergelte es allen mit tausendfältigen Zinsen hier, und dort oben.‘ Verwandte und Bekannte bedenken Apolonia in ihren Legaten. Vom Ülfther Hüttengewinn erhält sie bis 1861

(,Mit der Ülfter Hütte ist's aus! Deo gratias!') ihren und Melchior's Anteil, jährlich 200 bis 500 Gulden. Aber all das hätte nicht gereicht, hätte Apolonia nicht mit großem Geschick ihre Einkünfte beträchtlich vermehrt. Sie tut das einmal auf eher herkömmliche Weise, indem sie sich als Geldverleiherin betätigt. Sie verleiht 2000 fl. an Ulrich Brandl, Bauer und Müller in Irlbach, 3000 fl. an Georg Haider, Bauer und Weinzierl in Kareth, 2000 fl. an den Chirurgen Trittermann aus Regenstauf, 3000 fl. an den Sekretär Pregtele aus München, 1000 fl. an die Witwe Maria Buchmaier, geb. Puchner, von hier, 5000 fl. an den Hochwürdigen Herrn Pfarrer Paintner zu Loiching, 7000 fl. an Baron Franz Joseph von Gruben bei seinem Rücktritt als Chef der Fürstlich Thurn und Taxisschen Gesamtverwaltung, 4000 fl. an die Administration der Bischöflichen Consistorialstiftung, 14 200 fl. an das Bischöfliche Knabenseminar – um nur einige Eintragungen aus ihren Kassenbüchern zu nennen. Ihre Darlehen und Hypotheken läßt sie sich, meist halbjährlich zahlbar, mit 4 %, später 4 ½ % verzinsen. Doch dieses Gewerbe birgt auch Gefahren: ,Beim Ausleihen des Geldes riskiert man aber auch, wie du selbst schon erfahren hast. (Apropos! Bist du mit dem Bauern NN im Reinen?)', erinnert sie Melchior. Oft werden jedoch die Zinsen oder gar die Rückzahlungen erlassen, da viele ihrer Schuldner nicht zu den Wohlhabendsten gehören. Sie betreibt Finanzgeschäfte aber auch in einem moderneren Stil. Sie erwirbt und verkauft Bayrische und Österreichische Staatsschuld-, Militär- und Grundrentenobligationen, Eisenbahnaktien, Pfandbriefe der Bayrischen Wechselbank und andere Wertpapiere, wird dabei aber ein gewisses ungutes Gefühl nicht ganz los und notiert es fast mit Erleichterung (,Gottlob!'), wenn sie ab und zu Obligationen für einen guten Zweck auch wieder verschenkt. In den siebziger Jahren steigen ihre jährlichen Zinseinnahmen aus den Wertpapieren und von ihren Schuldnern auf über 2000 Gulden. So kann sie schließlich dem Regensburger Domkapitel nicht weniger als 104 342 Mark an ,rentierendem Vermögen' zur Verwaltung anvertrauen, um den Bestand ihres wohltätigen Unternehmens auch über ihren Tod hinaus zu sichern. Die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg zerstört dieses Vermögen zum größten Teil.

Nach dem Weggang von Melchior aus Regensburg im Juni 1845 steht der Schreibisch Bischof Sailers in Apolonias Zimmer. An ihm schreibt sie ihre vielen Briefe, 175 allein von Januar bis März 1852 (152 Briefe erhält sie in diesen drei Monaten). Der häufigste Absender und Empfänger ist Melchior in Breslau oder auf dem fürstbischöflichen Schloß Johannesberg. Ende Mai 1852 schreibt er ihr, schon lange an Krebs leidend: ,Wärest du nur hier! Ich hoffe doch, du kommst noch.' Doch Apolonia ist selbst krank, und es wird Juli, bis sie reisen kann. Anders als bei Brentano kommt sie diesmal rechtzeitig. Sie bleibt bei ihrem Bruder, bis er am 20. Januar 1853 auf Schloß Johannesberg stirbt. Es wird März, bis Apolonia die Kraft findet, wieder nach Regensburg zurückzukehren. An Luise Hensel schreibt sie: ,Noch jetzt frage ich mich oft: Ist es denn wirklich wahr, ist er uns für immer genommen? Dann möchte ich laut aufweinen; aber was ist das dann für ein Immer? frage ich mich wieder und schäme mich, daß ich diese Spanne Zeit, die noch dazu für mich schon fast abgelaufen ist, ein Immer nenne.'

Nach ihrer Rückkehr ist es für sie ein Trost, ,mit lieben Freunden hie und da verkehren zu können'. Am schönsten ist es, wenn Emilie Linder für einige Wochen zu ihr kommt, an die in Regensburg das von ihr gemalte Seitenaltarbild mit St. Rochus in der Kirche auf dem Dreifaltigkeitsberg erinnert. Auch Luise Hensel besucht sie nach dem Tod Melchior's für zwei Monate. In Regensburg am nächsten steht ihr Antonie von Fugger-Glött, ,eine wild aufgewachsene, arme Gräfin, von $\frac{3}{4}$ Resignation, $\frac{7}{8}$ Religion, ganzem Sinn, hinreichendem Herzen, genügendem Verstand, mäßigem Wissen, sehr vielem Gemüt, mancherlei Kummer u.s.w., die nicht weit umhergekommen,

aber Takt hat, rasch, plötzlich, edelmütig, aber unsterblich – wie Brentano die Ehrenstiftsdame des St. Anna-Ordens, die er schon aus München kennt, einmal mit spitzer Feder beschreibt. In Barbara Popp hat sie noch eine nazarenische Malerin zur Freundin; von ihr stammt das Doppelbildnis der Bischöfe Sailer und Wittmann im Josephshäuschen. Engere Beziehungen unterhält sie auch mit Therese von Magis, Tochter eines Herzögl. Zweibrückischen Gesandten am ehemaligen Reichstag, und Henriette Adelheide von Gruben, der Frau des Barons. Häufige Gäste bei ihr und den kranken Frauen sind die Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis, die Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich und Ungarn, mit ihren drei Kindern und der Geistliche Rat Georg Jacob, beide viel jünger als Apolonia und ihr Freundeskreis. Und noch ein jüngerer Mensch findet in dieser Zeit zu Apolonia: ihre Nichte Elise von Raesfeld aus Bonn, die ihr ‚ein Stückchen Jugendzeit‘ wiederbringt und von der sie hofft, schließlich vergebens, daß sie ihr Werk in Regensburg fortsetzen würde.

Am 22. Januar 1860 schlägt Apolonia bei der Feier zum hundertsten Geburtstag von Bischof Michael Wittmann vor, einen Verein zur Errichtung eines Hauses für arme, verlassene Knaben zu gründen. Zu diesem Zweck wird das Gebäude Heilig-Geist-Gasse 7 (Lit. H 91), früher schon einmal ein Waisenhaus, für 9000 Gulden angekauft, ermöglicht durch ein Darlehen der Bischöflichen Consistorialstiftung. Pläne, das Haus den Armen Franziskanerinnen aus Pirmasens zu verkaufen, um hier eine Erziehungsanstalt zu leiten, zerschlagen sich. Am 5. November 1860 bezieht stattdessen Apolonias Freundin, Antonie von Fugger-Glött, mit ihrer Kammerjungfer Franziska Prestele und ihrer Köchin Katharina Schmidbauer das Haus. Sie werden unterstützt von der Lehrerin Anna Holz, dem Schneidermeister Adam Haimel und seinem früheren Gesellen Michael Spindler, die sich dem Andenken Bischof Wittmanns verbunden fühlen. Zunächst werden fünf Knaben aufgenommen und ein Jahr später sind es schon vierzehn. Nach vier Jahren erkrankten die beiden Bediensteten von Antonie, und Apolonia und Frau von Käser ermöglichen dem Wittmann-Verein durch eine Schenkung von 10000 Gulden, dafür Barmherzige Schwestern zu holen. Weiter im Bischof-Wittmann-Heim tätig, ‚hält sich die Gräfin Fugger vortrefflich‘, wie Apolonia an Luise Hensel berichtet.

Als im Juni 1866 der preußisch-österreichische Krieg ausbricht, ist Apolonia erschüttert. ‚Ich bin in den letzten drei Monaten zehn Jahre älter geworden, es war mir, als könne es nicht wahr sein, was geschah.‘ Nicht nur gegen den Krieg spricht sie sich entschieden aus, sondern auch gegen die ‚Lumpen‘, einige aus dem bayerischen Hochadel, die als verantwortungslose Spekulanten die Not der Menschen vergrößern. Ihr Kreis lichtet sich. Am 12. Februar 1867 stirbt Emilie Linder in München; Apolonia war bei ihr. ‚Öde und leer ist's jetzt für mich, nachdem das treueste Herz nicht mehr schlägt.‘ In den folgenden Jahren ‚geht einer nach dem anderen von hier fort in die Ewigkeit‘: Babette Popp 1870, Luise Hensel 1876 und Therese von Käser 1879.

Seit Apolonia die Biographie Vinzenz von Pauls von Friedrich Leopold zu Stolberg gelesen hatte, sah sie eine Verwandtschaft zu den Ideen dieses Erneuerers des religiösen und karitativen Lebens im Frankreich des 17. Jahrhunderts. 1833 hatte Antoine-Frédéric Ozanam in Paris den ersten Vinzenz-Verein gegründet, eine Laienbewegung mit dem Ziel, durch Mitgliedsbeiträge und persönlichen Einsatz in Not geratenen Menschen zu helfen. 1849 bildet sich auch in Regensburg ein Vinzenz-Verein, hier zum erstenmal in Zusammenarbeit von Männern, Frauen und Mitgliedern des Klerus. Als Frau von Käser krank wird und Apolonia, auch wenn sie noch jeden Tag mit der 6-Uhr Messe in Obermünster beginnt, sich ‚müde und armselig‘ fühlt und zunehmend

unter der Gicht leidet, nimmt sie 1871 zwei Franziskanerinnen aus Mallersdorf zur Pflege der kranken Frauen im Haus auf, ein Jahr später sieben weitere, die für den Vinzenz-Verein die Hauskrankenpflege in der Stadt übernommen haben. Aus ihrem Vermögen bestreitet sie den Unterhalt der Schwestern, und in ihrem Testament verpflichtet sie ihren Universalerben, das Bischöfliche Domkapitel, im Einverständnis mit dem geistlichen Vorstand des Vinzenz-Vereins Ordensschwwestern zu bestimmen, die ihr Haus in bisheriger Weise als Zufluchtsstätte für ‚mittellose von unheilbarer, aber nicht ansteckender Krankheit heimgesuchte, gut beleumundete und unverheiratet gebliebene oder verwitwete Personen weiblichen Geschlechts römisch katholischer Religion aus der Diözese Regensburg, für welche die städtische Armenpflege zu sorgen nicht verbunden ist,‘ weiterführen sollten. Noch heute ist Apolonias Josephshäuschen am Obermünsterplatz Sitz der Schwestern des Vinzenz-Vereins.

Nicht ohne Grund stellt Apolonia in späteren Jahren fest, daß die private Wohltätigkeit nicht mehr dem ‚Geist der Welt‘ entsprach. Bis etwa 1870 wurden noch 30 % der Mittel für die gesetzliche Armenpflege in Bayern durch Sammlungen und Schenkungen aufgebracht. Ohne daß die Bereitschaft zum Spenden wächst, steigen danach die öffentlichen Kosten des Armenwesens beträchtlich, bedingt durch stetige Zunahme der Bevölkerung (so hat Regensburg 1880 schon 34 500 Einwohner, und der Armenkasse stehen nur 117 228 Mark zur Verfügung), durch das neue Armengesetz von 1869, das erstmals Leistungen auch für vorübergehend in Not Geratene vorsieht, die früher ganz der privaten Wohltätigkeit überlassen waren, und durch die allmähliche Umstellung der Unterstützungsart von Naturalien auf Geldzuwendungen. Die Ursachen von Not und Krankheit wurden unsichtbarer. Infolge des technischen und wirtschaftlichen Wandels waren es nicht mehr so sehr die hohen Lebensmittelpreise nach Mißernten, sondern Lohnminderung und -ausfall bei Absatzschwankungen auf anonymen Märkten, die Menschen in Not brachten. Die Gefahr der großen Epidemien schien gebannt, Krankheit wurde nicht mehr in diesem beeindruckenden Ausmaß gemeinschaftlich erlebt. Der ‚Geist der Welt‘ mußte sich also verändern, aber war da kein Platz mehr für einen Geist, wie ihn Apolonia am besten verkörpert, wenn sie geduldig eine gelähmte Frau in ihrem Haus lehrt, mit dem Mund bunte Bildtafeln zu malen?

In ihren letzten Lebensjahren bewohnt sie im zweiten Stock des Häuschens ein Zimmer, liest viel in den Briefen von ihrem Bruder Melchior, Clemens Brentano und Emilie Linder, und vielleicht auch in Shakespeares dramatischen Werken, Walter Scotts Romanen, den Gedichten Tiecks, Jean Pauls *Leben Fibels* und den religiösen Schriften in ihrer kleinen Bibliothek. Noch sieht man das Fräulein in ihrem grauen Kleid und einer weißen Haube, und bei kühlem Wetter einem schwarzen Wollmantel, durch die Straßen der Stadt gehen, oft zu der von ihr geliebten St. Cassianskirche, ‚wo es gar so heimlich ist‘. Doch im Juli 1879 wird sie nach einem Sturz auf der Treppe bettlägerig, und sie, die so viele hilflose Frauen gepflegt hat, bedarf nun selbst der Pflege.

Am 4. Juli 1880 stirbt sie in ‚dem lieben Josephshäuschen, worin ich an 40 Jahre so glücklich war‘. Am 8. Juli berichtet das *Regensburger Morgenblatt*: ‚Das gestrige Leichenbegängnis der großen Wohltäterin der hiesigen Armen Frln. v. Diepenbrock gestaltete sich zu einer ehrenvollen Ovation für die hochedle Verblichene. Ein imposanter Zug von Leidtragenden aller Stände der Bevölkerung unserer Stadt, Reich und Arm, folgte dem Sarg. Seit geraumer Zeit sah Regensburg keinen so großartigen Conduct mehr. Die hier übliche Leichenrede am Grab unterblieb, da sich die Verstorbene schon bei Lebzeiten ausdrücklich jeden Nachruf verboten hatte. Der gesamte Rücklaß

der Verblichenen gehört in Folge ihrer letztwilligen Verfügung der von ihr begründeten Wohltätigkeitsanstalt, welche das Andenken der großherzigen Mutter der Armen und Kranken bis auf späte Zeiten bewahren wird.⁴

SCHRIFTTUM:

Dieses Lebensbild Apollonia Diepenbrocks stützt sich hauptsächlich auf Materialien aus der Diepenbrock-Sammlung des Stadtarchivs Bocholt; in Regensburg wurden benutzt das Stadtarchiv, Zentralarchiv und Hofbibliothek des Fürsten Thurn und Taxis und das Bischöfliche Zentralarchiv.

Cl. Brentano, Die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Bericht über das Bürgerhospital in Coblenz und erläuternden Beilagen. Zum Besten der Armenschule des Frauenvereins in Coblenz, Coblenz 1831 (wieder in: C. B., Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 22, 1, Stuttgart 1985). – G. Jacob, Apollonia von Diepenbrock, in: Beilage zum Regensburger Morgenblatt Nr. 159, Juli 1880. – J. H. Reinkens, Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild, Leipzig 1881. – Th. Laves, Die bayerische Armenpflege von 1847 bis 1880, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 8 (1884) 197–250. – Die Bischof-Wittmann-Anstalt in Regensburg. Ein Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Jubiläum ihres Bestehens, Regensburg 1910. – M. Herbert, Apollonia Diepenbrock. Ein Gedenkblatt, in: Kölnische Volkszeitung Nr. 629 vom 24. 7. 1911 (wieder in: Der Aar. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte katholische Geistesleben der Gegenwart Jg. 1911, 829–836). – H. Nestler, Clemens Brentanos Lebensabend. Seine Regensburger und Münchener Zeit (1832–1842), Regensburg 1922. – G. Lauser, Die öffentliche Armenpflege der Stadt Regensburg bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Dissertation, Erlangen 1924. – E. Reinhard (Hg.), Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. Eine Seelenfreundschaft in Briefen. 25 Brentanobriefe, München 1924. – G. Wohlers, Die Frauen des Koblenzer Görreskreises, in: Mittelrheinische Geschichtsblätter (Beilage der Koblenzer Volkszeitung) Nr. 2/3 (1924) 3–5, 2–4. – A. von Droste-Hülshoff, Bei uns zu Lande auf dem Lande, in: Sämtliche Werke, Bd. 3, München 1925. – J. Zimmermann, Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Regensburg im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Dissertation, Frankfurt 1933 (Kallmünz 1934). – H. Auer, Apollonia Diepenbrock (1799–1880). Ein Leben der Demut und Caritas, in: Die christliche Frau 35 (1937) H. 9, 265–273 (wieder in: G. Krabbel (Hg.), „Ein mutig Herz und redlich Wollen.“ Katholische deutsche Frauen aus den letzten hundert Jahren, Münster 1939, 51–70). – F. Seebaß (Hg.), Clemens Brentano, Briefe, 2. Band: 1810–1842, Nürnberg 1951. – H. Martin, Soziale Bestrebungen im Koblenzer Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Geschichte und Kunst des Mittelrheins und seiner Nachbargebiete 4/5 (1952/53) 74–89. – E. Bröker (Hg.), Melchior Kardinal von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau. Gedenkschrift anlässlich der 100. Wiederkehr seines Todestages, Bocholt 1953. – F. Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 4. Band: Die religiösen Kräfte, Freiburg³ 1955. – G. Franz, Johann Nepomuk Hubert (von) Schwerz. Landwirt, Begründer und erster Direktor der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim, 1759–1844, in: M. Miller & R. Uhlend (Hg.), Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Stuttgart 1962, 149–160. – L. Schiffler, Die Antwort der Frau in der sich ändernden Welt, Münster² 1969 (bes. 23–26). – W. Frühwald (Hg.), Clemens Brentano, Briefe an Emilie Linder. Mit zwei Briefen an Apollonia Diepenbrock und Marianne von Willemer, Bad Homburg 1969. – A. Kall, Katholische Frauenbewegung in Deutschland. Eine Untersuchung zur Gründung katholischer Frauenvereine im 19. Jahrhundert, Paderborn 1983. – S. Plank, Apollonia Diepenbrock, in: Unser Bocholt. Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege 36 (1985) H. 2/3, 142–146. – A. Loichinger, Emilie Linder (1797–1867), in: G. Schwaiger (Hg.), Christenleben im Wandel der Zeit. 2. Bd.: Lebensbilder aus der Geschichte des Erzbistums München und Freising, München 1987, 79–91.